HELDEN – HEROISIERUNGEN – HEROISMEN

Herausgegeben von

Ronald G. Asch, Barbara Korte, Ralf von den Hoff

im Auftrag des DFG-Sonderforschungsbereichs 948
an der Universität Freiburg

Band 4

ERGON VERLAG

Vom Weihegefäß zur Drohne

Kulturen des Heroischen und ihre Objekte

Herausgegeben von

Achim Aurnhammer – Ulrich Bröckling

ERGON VERLAG

Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© 2016 Ergon-Verlag GmbH • 97074 Würzburg
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb des Urheberrechtsgesetzes bedarf der Zustimmung des Verlages.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen jeder Art, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für Einspeicherungen in elektronische Systeme.
Umschlaggestaltung: Jan von Hugo
Satz: Thomas Breier, Ergon-Verlag GmbH

www.ergon-verlag.de

ISBN 978-3-95650-156-2
ISSN 2365-886X

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7

Achim Aurnhammer / Ulrich Bröckling
Einleitung 9

Ralf von den Hoff
Ein Weinkelch für Herakles:
Die Heroik des Trinkens und das Glück der Heroen(verehrer)
im 6. und 5. Jahrhundert vor Christus 21

Sitta von Reden
Neue Helden in der hellenistischen Polis:
Der Dichterheros und sein Bild im Archelaosrelief von Priene 41

Hans W. Hubert
Sanktifizierung als Heroisierung?
Die Statuen Papst Bonifaz' VIII. zwischen Bildnispolitik
und Idolatrie 59

Birgit Studt
Lorbeer, Vlies und Feuerstahl:
Antikenrezeption als Herrscherheroisierung –
die Bildpolitik der Herzöge von Burgund 85

Felix Heinzer
„Le sue immagini fanno in bronzo,
in oro, in cammei, in stampa ...":
Ein druckgrafisches Bildnis Savonarolas
im Kampf um Destruktion und Sicherung seines Fortlebens 103

Anna Schreurs-Morét
Vom Gerangel im Künstlerhimmel:
Die „Apotheose Joachim von Sandrarts"
(Federzeichnung von 1682) 119

Ronald G. Asch
„Die Belagerung von Calais" von Laurent Buirette de Belloy (1765):
Die Geburt des bürgerlichen Helden 145

Achim Aurnhammer
Georg Büchner: „Helden-Tod der vierhundert Pforzheimer" (1829) 159

Barbara Korte
Helden als Gabe:
Ein Geschenkbuch für junge Leser am Vorabend
des Ersten Weltkriegs 175

Ulrike Zimmermann
Von Admirälen und Lesezeichen:
Admiral Lord Nelson in der britischen Souvenirkultur 193

Thomas Seedorf
Musik – Theater – Helden – Kult:
Das Festspielhaus in Bayreuth 207

Andreas Gelz
Le Parc des Princes:
Stadien der Heroisierung in der französischen Literatur
des 20. und 21. Jahrhunderts (Montherlant – Perec – Echenoz) 221

Jörn Leonhard
Helden als Opfer, Opfer als Helden:
Eine Armprothese aus dem Ersten Weltkrieg 239

Dietmar Neutatz
Der Suvorov-Orden (1942/2010) und die Adaptierung
einer historischen Heldenfigur für den modernen Massenkrieg 255

Stefanie Lethbridge
Der Orden des Phönix:
Der Zauberstab und die Rückkehr des Helden
in der britischen Populärkultur 275

Ulrich Bröckling
Drohnen und Helden 291

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 303

Vorwort

Der vorliegende Band ist der vierte der Schriftenreihe „Helden – Heroisierungen – Heroismen" des DFG-geförderten Sonderforschungsbereichs 948 „Helden – Heroisierungen – Heroismen. Transformationen und Konjunkturen von der Antike bis zur Moderne" (SFB 948) an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Der Band versammelt die überarbeiteten Vorträge einer Ringvorlesung, die der SFB 948 im Wintersemester 2014/15 veranstaltet hat. Der Dank der Herausgeber gilt allen Vortragenden für die anregenden Vorträge und Beiträge zu diesem Band. Danken möchten wir Hans-Jürgen Dietrich und Thomas Breier vom Ergon-Verlag für die stets erfreuliche Zusammenarbeit und die geduldige Unterstützung sowie der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), deren Förderung diesen Band – und den SFB 948 – erst möglich macht. Magdalena Gybas, Daniel Hefflebower und Alexandra Kuhn haben uns mit großem Engagement bei der Einrichtung des Manuskripts und der Fertigstellung der Druckvorlage unterstützt. Unser besonderer Dank gilt Andreas Friedrich, der das Unternehmen von Beginn bis Drucklegung tatkräftig begleitet hat.

Freiburg, im November 2015

Achim Aurnhammer und Ulrich Bröckling

Achim Aurnhammer und Ulrich Bröckling

Abb. 1: Bewegliche Handprothese eines Kriegsversehrten: Holz, Metall, 7,5 × 8,5 × 22 cm, Deutschland, nach 1918, Berlin, Deutsches Historisches Museum, Inv. Nr. 1989/1799.

Helden als Opfer, Opfer als Helden

Eine Armprothese aus dem Ersten Weltkrieg

Jörn Leonhard

Einleitung: Kriegsopfer als Helden

Elias Canetti hatte zusammen mit seiner Mutter und seinen beiden jüngeren Brüdern 1916 Wien verlassen und war in die neutrale Schweiz, nach Zürich, umgesiedelt. Dort, so erinnerte sich der Schriftsteller später in seiner Autobiographie, ging er eines Tages mit seiner Mutter in Zürich am Limmatquai spazieren, als er Zeuge einer eindrücklichen Szene wurde: Eine Gruppe schwer verletzter französischer Offiziere in ihren auffälligen Uniformen traf auf deutsche Kriegsinvalide. Vor allem gefangene und verletzte Offiziere beider Seiten kamen während des Krieges nach Zürich und wurden in der Schweiz ausgetauscht: „Ich weiß noch, wie der Schrecken mir in die Glieder fuhr: was wird jetzt geschehen, werden sie aufeinander losgehen? In dieser Betroffenheit wichen wir nicht rechtzeitig aus und fanden uns plötzlich zwischen den beiden Gruppen, die einander passieren wollten, eingeschlossen, in ihrer Mitte."[1] Canetti ging fest davon aus, dass die Invaliden im Wissen um das vom Gegner verantwortete eigene Leid den Krieg in Worten oder Gesten fortsetzen würden. Als er aber in die Gesichter der Soldaten blickte, erkannte er etwas anderes:

> „Keines war von Hass oder Wut verzerrt, wie ich erwartet hatte. Sie sahen einander ruhig und freundlich an, als wäre es nichts, einige salutierten. Sie gingen viel langsamer als andere Menschen, und es dauerte, so kam es mir vor, eine Ewigkeit, bis sie aneinander vorbei waren. Einer der Franzosen drehte sich noch zurück, hob seine Krücke in die Luft, fuchtelte ein wenig mit ihr und rief den Deutschen, die nun schon vorüber waren, zu: ‚Salut!' Ein Deutscher, der es gehört hatte, tat es ihm nach, auch er hatte eine Krücke, mit der er fuchtelte, und gab den Gruß auf Französisch zurück: ‚Salut!' Man könnte denken, wenn man das hört, dass die Krücken drohend geschwungen wurden, aber es war keineswegs so, man zeigte einander zum Abschied noch, was einem gemeinsam geblieben war: Krücken."[2]

Krücken und Prothesen symbolisierten über alle nationalen Unterschiede und patriotischen Aufladungen hinweg eine entscheidende Gemeinsamkeit der soldatischen Kriegserfahrung: nämlich sichtbar Opfer geworden zu sein, die Teilnahme am Krieg mit einem verletzten Körper oder einer beschädigten Psyche bezahlen zu müssen. Die Folgen für die Kriegsgesellschaften waren tiefgreifend: Ver-

---

1 Elias Canetti: Die gerettete Zunge. Geschichte einer Jugend (zuerst 1977), in: Elias Canetti: Das autobiographische Werk, Frankfurt am Main 2001, S. 206.

2 Ebd.; vgl. Jörn Leonhard: Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs, München ^{5}2014, S. 563–564.

sorgung und Fürsorge, Rehabilitation, Berufsberatung, Umschulung wurden zu Schlüsselbegriffen in der öffentlichen Wahrnehmung. Millionen Männer fühlten sich durch die physischen oder psychischen Beeinträchtigungen stigmatisiert, als sie aus dem Krieg zurückkehrten und ihn zugleich mitten in ihre Heimatgesellschaften brachten. Gleichzeitig offenbarte der Krieg in der veränderten Wahrnehmung des Kriegsopfers auch ein neuartiges Verständnis von Heldentum im Krieg (Abb. 1).[3]

Das bedeutete keinesfalls, dass ältere Heroisierungsstrategien verschwanden, vielmehr ordnete sich die Heroisierung des Opfers in ein zunehmend breites Panorama neu akzentuierter Heldenvorstellungen ein, die tradierte Leitmotive mit neuen Erfahrungsgehalten zusammenfügten. Zu den neuen Aspekten im Krieg gehörte in Deutschland vor allem der Hindenburg-Kult. Seit seinem Sieg bei Tannenberg über die in Ostpreußen eingefallenen russischen Truppen, der zu Beginn des Krieges zum positiven Gegenstück zur verlorenen Marne-Schlacht wurde, avancierte Hindenburg zu einer Mischung aus Ersatzmonarch und geschichtspolitisch-nationaler Retterfigur. In seiner Person verbanden sich für die Zeitgenossen väterliches Charisma und unerschütterlicher Durchhaltewillen miteinander. Damit bildete er zugleich das Gegenstück zum hypernervösen Monarchen.[4]

Knüpfte diese Heroisierung, wenn auch unter anderen Vorzeichen, immerhin noch an überkommene Vorstellungen des Kriegerkönigtums an, so verwies die Heroisierung des einzelnen Soldaten als Arbeiter und Handwerker des Krieges auf ganz veränderte Kriegserfahrungen. In der Konzentration auf Material, auf Ressourcen und Truppenstärken erinnerte der Krieg an die Bedingungen der modernen Industriearbeit, mit Arbeitsteilung, *in-time*-Produktion und Taylorismus. Traditionelle Auffassungen von Gehorsam und Vorstellungen des heroischen Verhaltens wurden zunehmend von technischen und funktionalen Verhaltensweisen, ja regelrecht bürokratischen Abläufen überdeckt. Der Soldat empfand sich als Arbeiter des Krieges, als Tötungs- und Gewaltspezialist.[5] Aber vor diesem Hintergrund waren auch neue Heldenvorstellungen möglich. Dazu zählte vor allem die Fähigkeit einzelner Truppenführer, auch unter schwersten Bedingungen Verantwortung für die ihnen unterstellten Soldaten zu übernehmen und die Kameraden nicht im Stich zu lassen. Ernst Jüngers Selbststilisierung als verwegener, angstloser und lakonischer Landsknecht in den „Stahlgewittern" bildete den suggestiven Gegentypus zu

3 Vgl. Sabine Kienitz: Der Krieg der Invaliden. Helden-Bilder und Männlichkeitskonstruktionen nach dem Ersten Weltkrieg, in: Militärgeschichtliche Zeitschrift 60, Heft 2, 2001, S. 367–402.

4 Vgl. Jesko von Hoegen: Der Held von Tannenberg. Genese und Funktion des Hindenburg-Mythos (1914–1934) (Stuttgarter historische Forschungen; 4), Köln [u.a.] 2007; Leonhard: Die Büchse der Pandora (Anm. 2), S. 189–192.

5 Vgl. Ulrich Bröckling: Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion, München 1997, S. 203–204.

den Kommandeuren der Etappe, welche die Feuerzonen mieden und in Krisen um ihre Autorität fürchten mussten.[6]

Schließlich brachte der Krieg in der Suche nach neuen soldatischen Abenteuerhelden eigene Narrative hervor. Sie ließen sich von den Kriegsbehörden wirkungsvoll von der Realität des grauen Feldalltags im anonymen Schützengrabenkrieg abheben, der vor allem mit Distanzwaffen geführt wurde und nichts mit ritterlichen Duellen zu tun hatte. Die mediale Instrumentalisierung von Schiffs- und U-Boot-Kommandanten und die Heroisierung von Fliegern als „Helden und Ritter der Lüfte" zeigten den Krieg als Abenteuer und Auseinandersetzung mit Natur und Technik und zugleich als idealisiertes, ritterlich ausgetragenes Duell – sowenig die zum Teil fingierten autobiographischen Schriften wie die des ‚Roten Barons' Manfred von Richthofen etwas mit der blutigen Realität des Kriegsalltags zu tun hatten.[7]

Im Folgenden sollen aber nicht diese Figuren im Zentrum stehen, sondern eine andere Heroisierung im Zeichen des Krieges. Denn anders als in allen früheren Kriegen erhielten auch die soldatischen Kriegsopfer und der Prozess ihrer Reintegration und Rehabilitation einen neuen Status. Kriegsopfer wurden immer weniger als Gefallene oder Sterbende auf dem Schlachtfeld wie in der klassischen Schlachtenmalerei des 18. und 19. Jahrhunderts abgebildet, also in der Pose des heroischen Offiziers, als Ausweis von Mut und Opferbereitschaft, und des christusähnlichen Opfertodes, wie exemplarisch in der Darstellung des Todes des Generals Wolfe bei Quebec 1770. Vielmehr wurden sie in ihrer Invalidität, in der sichtbaren Verletzung und ihrem Überleben als Invalide in der Heimatgesellschaft thematisiert. Mit zunehmender Dauer des Krieges wurde das Kriegsopfer immer weniger versteckt. Mit dem Übergang zum unabsehbar langen Krieg und angesichts der verlustreichen Materialschlachten gingen die Behörden das Thema immer offensiver an, wie zahlreiche Kriegsplakate und öffentliche Ausstellungen belegen (Abb. 2). So konnte sich ein ikonographisch kommunizierter Kult der Prothetik entwickeln, der eine eigene Ästhetik der Ersatzgliedmaßen hervorbrachte. Die Prothese wurde in die Symbolsprache des Heroischen integriert, und in den Prozess der Heroisierung wurden schließlich auch die Ärzte und Ingenieure mit einbezogen: Sie kämpften gleichsam an der Front der verletzten Körper oder der enormen technischen Schwierigkeiten für den Körper der Nation im Krieg.[8]

6 Vgl. Ernst Jünger: In Stahlgewittern (zuerst 1920), in: Ernst Jünger: Sämtliche Werke, Bd. 1, Erste Abteilung, Tagebücher, Stuttgart 1978, S. 149, S. 195; Leonhard: Die Büchse der Pandora (Anm. 2), S. 553.

7 Vgl. Peter Kilduff: Richthofen. Beyond the Legend of the Red Baron, London 1993; Leonhard: Die Büchse der Pandora (Anm. 2), S. 461–462.

8 Vgl. Sabine Kienitz: Prothesen-Körper. Anmerkungen zu einer kulturwissenschaftlichen Technikforschung, in: Zeitschrift für Volkskunde 106, Heft 2, 2010, S. 137–162.

Abb. 2: Plakat zur Kriegsfürsorge-Ausstellung 1916: Ilse Hölz, 1916, Stuttgart, Bibliothek für Zeitgeschichte.

Krüppel, Versehrter, Invalide: Der Kampf um den Status des Kriegsopfers

Das Neuartige des Kriegsopfers zeigte sich auf ganz unterschiedlichen Ebenen: Millionen von Körpern wurden durch die Einwirkung von Waffengewalt verletzt. Hier kamen die qualitative und quantitative Verbesserung eingesetzter Waffen, der Einsatz von Geschossen mit höherer Durchschlagskraft und die Wirkung von mehr Geschossen auf begrenzteren Flächen zum Tragen. Am Beispiel Frankreichs lassen sich die Konsequenzen dieser Entwicklung erfassen: Hier gab es im Verlaufe des Krieges 2,8 Millionen Verwundete. Die Hälfte aller Kriegsteilnehmer wurde zweifach verwundet, weitere 300.000 sogar drei und vier Mal. Insgesamt gab es in Europa nach dem Krieg sieben Millionen Invalide, darunter etwa 350.000 Schwerstinvalide.[9]

Doch verdeckten diese Zahlen, dass körperliche Verletzungen mit längerer Dauer des Krieges häufig immer besser zu behandeln waren als in früheren Kriegen. Das lag nicht zuletzt daran, dass das Ausmaß der Verletzungen dazu zwang, überkommene medizinische Behandlungskonzepte zu hinterfragen oder neue Therapien zu entwickeln.[10] Dazu zählte zum Beispiel die sogenannte Guillotine-Amputation, die sehr viel schneller als traditionelle Operationen verlief. Die aufwendige Erhaltung von Gliedmaßen als Alternative zu Amputationen wurde erst möglich, nachdem sich die Front einigermaßen stabilisiert hatte, frontnah gelegene Hospitäler eingerichtet waren und damit die Möglichkeit bestand, auch komplizierte Knochenbrüche zu heilen und die Amputation so zu umgehen.[11] Die orthopädische Prothetik mit berufsspezifischen ‚Arbeitsansätzen' sowie die Beinprothetik wurden innerhalb relativ kurzer Zeit weiterentwickelt. Ferdinand Sauerbruch entwarf nach seinen Erfahrungen als Oberstabsarzt die sogenannte Sauerbruch-Hand, die durch Oberarmmuskeln bewegt werden konnte. So nahm die prothetische Industrie einen enormen Aufschwung in allen vom Krieg betroffenen Ländern. Fortschritte gelangen auch in der Behandlung der massenhaften Kopfverletzungen, in der Aphasie-Forschung bei Sprach- und Wortverständnisverlust und in der Gesichts- und Kieferchirurgie.

Allein die ungeheure Zahl von Invaliden bedeutete eine ganz neue Herausforderung für die Kriegsstaaten. Wer war überhaupt ein Opfer? Wer sollte Ansprüche auf staatliche Fürsorge und Versorgung geltend machen können? Schon der zeitgenössische Sprachgebrauch war aufschlussreich: Hinter dem zunächst noch dominierenden Begriff ‚Krüppel' standen negative Konnotationen und die Angst,

9 Vgl. Sophie Delaporte: Military Medicine, in: John Horne (Hrsg.): A Companion to World War I (Blackwell Companions to World History), Malden, MA 2010, S. 295–306, hier S. 296.

10 Vgl. Dies.: Les Médecins dans la Grande Guerre, Paris 2003, S. 15–86.

11 Vgl. Dies.: Military Medicine (Anm. 9), S. 298, S. 300–302; Dies.: Les Médecins dans la Grande Guerre (Anm. 10), S. 89–157.

vermeintliche Invalide könnten sich staatliche Leistungen erschleichen. Der Ausdruck ‚Rentenpsychose' war ein unmittelbarer Ausdruck der im Krieg sich zuspitzenden Verteilungskonflikte, die vor den Kriegsverletzten nicht haltmachten. In Preußen löste die Bezeichnung ‚Kriegsinvalide' ab Mai 1915 den ‚Krüppel' ab. Der Staat erkannte damit die neue Qualität des Kriegsopfers politisch an und grenzte dessen Status zugleich ein, denn indirekt war der Kreis von Kriegsopfern viel weiter und reichte von den Witwen und Waisen bis zu den Menschen in den besetzten Gebieten.

Bei den Kriegsinvaliden im engeren Sinne erwies sich in Deutschland wie in den anderen Gesellschaften, dass die traditionellen Instrumente des Staates und die sozialkaritative Mobilisierung völlig unzureichend waren, um die enorme Zahl bewältigen zu können. Obgleich man die Gesetze der Vorkriegszeit rasch änderte, blieb die Versorgung prekär. Seit Dezember 1914 gab es in Deutschland eine von den philanthropischen Traditionen des Bürgertums geprägte Kriegsbeschädigtenfürsorge in den einzelnen Ländern und ab September 1915 auch einen Reichsausschuss, um die staatlichen Mittel und Spenden zu verwalten. Aber selbst das Reichsversorgungsgesetz vom Mai 1920 garantierte kaum eine Minimalversorgung, die diesen Namen verdient hätte. Die Betroffenen blieben angesichts der geringen Zuwendungen auf eigene Einkünfte oder familiäre Hilfe angewiesen.[12]

Die staatlichen Behörden, aber auch die Öffentlichkeit der Kriegsgesellschaften erwarteten von den Invaliden eine besondere Disziplin, den Willen zur Steigerung der eigenen Leistung, um sich möglichst rasch und vollständig wieder in die Arbeitswelt einzugliedern und damit die Kosten für die Allgemeinheit zu begrenzen.[13] Das Denken in den Kategorien volkswirtschaftlicher Effizienz wurde also gezielt auf die Verletzten angewandt. Vielerorts wurden Ängste erkennbar, die künftige wirtschaftliche Erholung nach dem Ende des Krieges würde durch ein Heer arbeitsunfähiger und vor allem arbeitsunwilliger Invaliden gefährdet. So konzentrierte man sich auf technische und wissenschaftliche Fortschritte, um die Kriegsverletzungen auszugleichen und den Willen des Patienten zur Not auch mit Zwang zu mobilisieren. Nicht zuletzt die Werbesprache und die zahllosen Anzeigen für immer weiter perfektionierte Hand-, Arm- und Beinprothesen gewöhnten die Heimatgesellschaften an die neuartigen Verletzungsbilder.

Die Bilder der immer besser funktionierenden Prothetik versprachen, die Invaliden durch perfektionierte Technik wieder vollständig in die Zivilgesellschaft einzugliedern. Der Invalide durfte, so die Erwartung, keinesfalls zum Kostgänger der Kriegsnation werden. Daher galt es, die zu erwartenden Versorgungsansprüche

12 Vgl. Wolfgang U. Eckart: Invalidität, in: Gerhard Hirschfeld [et al.] (Hrsg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn ²2004, S. 584–586; Michael Geyer: Ein Vorbote des Wohlfahrtsstaates. Die Kriegsopferversorgung in Frankreich, Deutschland und Großbritannien nach dem Ersten Weltkrieg, in: Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für historische Sozialwissenschaften 9, Heft 2, 1983, S. 230–277.

13 Vgl. Deborah Cohen: The War Come Home. Disabled Veterans in Britain and Germany, 1914–1939, Berkeley [u.a.] 2001, S. 149–187.

nach dem Krieg zu begrenzen. Der für die deutsche Invalidenfürsorge maßgebende Berliner Mediziner Konrad Biesalski formulierte 1915 die Grundsätze der Invalidenpolitik entsprechend: „1. Keine Wohltat – sondern Arbeit für die verkrüppelten Krieger. 2. Zurückschaffung in die Heimat und die alten Verhältnisse, womöglich in die alte Arbeitsstelle. 3. Verstreuung unter die Masse des schaffenden Volkes, als wenn nichts geschehen wäre. 4. Es gibt kein Krüppeltum, wenn der eiserne Wille besteht, die Behinderung der Bewegungsfreiheit zu überwinden. 5. Darum breiteste Aufklärung aller Stände, zuerst der Verwundeten selber."[14]

Der Kampf mit sich selbst: Rehabilitation als heroische Leistung der Kriegsopfer

Die Begeisterung angesichts immer neuer Durchbrüche bei der Entwicklung von Prothesen und Operationstechniken, ja eine regelrechte Kultur der perfektionierten menschlichen Ersatzteile zeugte von der Utopie einer vollständigen Kompensation des Opfers. Die Prothesen schienen nicht nur die menschlichen Gliedmaßen zu ersetzen – sie passten in der Wahrnehmung der Zeitgenossen auch perfekt zur Vorstellung einer modernen, arbeitsteiligen Industrie mit Fließbandproduktion. In einem zeitgenössischen Aufsatz wurde der Zusammenhang zwischen der Kriegsbeschädigtenfürsorge und dem modernen Taylorsystem besonders hervorgehoben: „Die Herstellung der Prothesen und ihrer verschiedenen Formen und Teile, insbesondere der Arbeitsklauen, ist nun in dieser Hinsicht nichts anderes als die Verwirklichung der Taylorschen Forderung: Anpassung des Werkzeugs an die besondere Veranlagung des Arbeiters."[15]

Aber dieses Ideal der Kompensation durch Technik und Willen betraf nicht nur einfache Soldaten. Paul Wittgenstein, der Bruder des Philosophen Ludwig Wittgenstein und Sohn einer bekannten Wiener Industriellenfamilie, hatte am 1. Dezember 1913 im Großen Konzertsaal des Wiener Musikvereins mit dem Wiener Tonkünstlerorchester sein Debüt als Konzertpianist gefeiert. Kurze Zeit nachdem er im August 1914 an die Ostfront eingezogen worden war, wurde er so schwer verwundet, dass ihm der rechte Arm amputiert werden musste. Nach Aufenthal-

14 Konrad Biesalski: Wer ist der Führer in der gesamten Fürsorge für unsre heimkehrenden Krieger?, in: Tägliche Rundschau, 18. Januar 1915, zitiert nach Gesa zur Nieden: Verdrängen durch Überspielen. Musik, Krieg und Kriegsbewältigung am Beispiel des einarmigen Pianisten und Mäzens Paul Wittgenstein, in: Sven Oliver Müller / Sarah Zalfen (Hrsg.): Besatzungsmacht Musik. Zur Musik- und Emotionsgeschichte im Zeitalter der Weltkriege (1914–1949) (Histoire; 30), Bielefeld 2012, S. 255–278, hier S. 268.

15 E. Meyer: Kriegsbeschädigtenfürsorge und Taylorsystem, in: Zeitschrift für Krüppelfürsorge 10, 1917/18, S. 145–150, hier S. 147, zitiert nach Bernd Ulrich: „ ... als wenn nichts geschehen wäre". Anmerkungen zur Behandlung der Kriegsopfer während des Ersten Weltkriegs, in: Gerhard Hirschfeld [et al.] (Hrsg.): Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch. Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte, N.F.; 1), Essen 1993, S. 140–156, hier S. 150; vgl. auch Karin Harrasser: Körper 2.0. Über die technische Erweiterbarkeit des Menschen, Bielefeld 2013.

ten in russischen Gefangenenlagern kehrte er im Dezember 1915 nach Wien zurück. Dort setzte er seine Karriere als linkshändiger Pianist fort, förderte als Kunstmäzen Klavierwerke für die linke Hand und wurde zum Symbol einer in der Überwindung stärkster Widerstände heroischen Reintegration der Invaliden. Das reichte bis zur Verdrängung des Krieges als Opfererfahrung – Wittgensteins eigene physische Rehabilitation entsprach dem heroischen Konzept, die Behinderung durch eisernen Willen auszugleichen. Das von ihm geförderte musikalische Repertoire knüpfte an den Traditionen der deutschen Musik des 19. Jahrhunderts an und trug dazu bei, diese Musik zu kanonisieren – so als hätte der Erfahrungseinschnitt des Ersten Weltkriegs niemals stattgefunden und hätte auch keine ästhetischen Konsequenzen.[16]

Die Vorstellung des Kriegsopfers veränderte sich durch den Krieg grundlegend. Das hatte viel mit einer Transformation von Körperbildern und Körperpraktiken zu tun und es hatte enorme Konsequenzen für das Verständnis von Kriegshelden in allen Gesellschaften. Hatte eine Verwundung zu Beginn des Krieges noch als Auszeichnung und Beweis für das heldenhafte Vorbild des einzelnen Soldaten gegolten, so ließ sich diese Vorstellung angesichts der enormen Zahl von Verwundeten und Kriegsversehrten immer weniger aufrechterhalten. Die verletzten Körper, die Präsenz von physischer und psychischer Beschädigung zwangen dazu, das überkommene Bild des männlichen Kriegerhelden weiterzuentwickeln. Nicht mehr allein das Opfer im Kampf qualifizierte ihn, sondern auch der gelungene Prozess seiner Heilung und Reintegration in die Berufs- und Arbeitswelt. Der Kriegsheld fand trotz seiner schweren Einschränkung und Behinderung den Weg zurück in eine Beschäftigung, er überwand die körperliche Beeinträchtigung, er restituierte seinen Status als Mann durch Willen und Disziplin. Der Invalide verließ sich jedenfalls nicht auf eine passive Rolle oder einen Anspruch auf ökonomische Unterstützung.

Genau hier setzte sich die Ideologie des Willens fort, die auch den Blick auf den Kampf zwischen Mensch und Maschine in diesem industrialisierten Krieg bestimmte: Der Glaube daran, den entscheidenden Sieg auch gegen die stärkste Verteidigung und die technische Überlegenheit des Gegners erzwingen zu können, galt auch für den verletzten Soldaten im Kampf mit sich selbst. So konnten alle am Heilungs- und Rehabilitationsprozess Beteiligten als heroische Kämpfer erscheinen: die Ärzte im Kampf gegen Willensschwäche und Simulation und selbst die Ingenieure, die mit der immer weiter perfektionierten Prothetik einen Sieg der Technik an der Front der verletzten Körper zu erringen schienen. Vor allem die Verletzten selbst waren in dieser Perspektive Kämpfer, die mit ihrer eigenen Willensleistung das Stigma der Kriegsverletzung in ein neues Selbstbild verwandelten und der nationalen Gemeinschaft nicht zur Last fielen – über das individuelle Leid der Invaliden, ihre vielfältige Traumatisierung und ihren je individuellen

16 Vgl. zur Nieden: Verdrängen durch Überspielen (Anm. 14), S. 255–278.

Weg zurück in ihre Familien, Berufe und die Gesellschaft sagten solche Projektionen nichts, dafür aber umso mehr über die kollektiven Ängste von Nachkriegsgesellschaften.[17]

Das heroisierte Kriegsopfer war in dieser zeitgenössischen Interpretation ambivalent: Es war gleichzeitig Teil der Gemeinschaft und stand doch außerhalb von ihr. Es unterschied sich von anderen durch das sichtbare oder auch nur ahnbare Stigma der Verletzung und es musste darum kämpfen, durch Willen, Disziplin und Selbstüberwindung wieder ein Teil der Gemeinschaft zu werden.[18]

Deutungskämpfe: Die Instrumentalisierung der Opferhelden

Die Opferhelden hatten aber auch eine entscheidende Funktion für die Interpretation des Krieges, sowohl als Akteure – etwa nach 1918 als nach Hause zurückkehrende Veteranen – als auch als Objekte, die man politisch instrumentalisierte. Mit zunehmender Dauer des Krieges entwickelte sich eine regelrechte Konkurrenz von positiven und kritisch-distanzierenden Berufungen auf die Opferhelden. Am Ende standen eine ausgesprochene Vieldeutigkeit und eine große Spannung zwischen den Deutungen, Berufungen und Appellen. Aus den Konflikten um den Status des Opfers, der sich zwischen der Heroisierung des Schlachtentodes und der Rehabilitation auf der einen Seite sowie zwischen sichtbarer Verletzung und Misstrauen gegenüber den angeblichen Rentensimulanten auf der anderen Seite bewegte, konnte so kein einheitlicher Opfer- und Heldendiskurs entstehen.

Das deutsche Militär hatte zu Kriegsbeginn versucht, dem massenhaften Kriegstod einen patriotischen Sinn zu geben. Das wurde in der Heroisierung der bei Langemarck gefallenen jungen Kriegsfreiwilligen deutlich. Ihren Kriegstod stilisierte man zum Vorbild einer heroischen Opferbereitschaft der ganzen Nation.[19] Einen wichtigen Beitrag zur je eigenen Nationsbildung der Dominion-Gesellschaften innerhalb des Britischen Empire im Zeichen der soldatischen Heroisierung leisteten die gefallenen Soldaten der kanadischen, australischen und neuseeländischen Einheiten. Dabei trat der Gedanke des militärischen Sieges immer mehr hinter die Feier des außergewöhnlich tapferen Verhaltens in einer ausweglosen Situation, des Aushaltens und Durchhaltens unter extremen Bedingungen zurück. Auch die Feier einer besonderen Kameradschaft als nationale Eigenschaft stand in diesem Zusammenhang. Kritisch dagegen ließ sich das soldatische Opferheldentum im My-

17 Vgl. Sabine Kienitz: Beschädigte Helden. Kriegsinvalidität und Körperbilder 1914–1923 (Krieg in der Geschichte; 41), Paderborn 2008, S. 170–237, S. 344–353; Heather R. Perry: Militarizing the Disabled. Medicine, Industry, and ‚Total Mobilization' in World War I Germany, in: Jennifer Keene / Michael S. Neiberg (Hrsg.): Finding Common Ground. New Directions in First World War Studies (History of Warfare; 62), Leiden 2011, S. 267–292.

18 Vgl. Erving Goffman: Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity, New York 1963 (Neudruck 1986), S. 123–125.

19 Vgl. Gerd Krumeich: Langemarck, in: Hagen Schulze / Etienne François (Hrsg.): Deutsche Erinnerungsorte, Bd. 1, München 2001, S. 292–309.

thos der ‚*lost generation*' oder im Topos des ‚Kanonenfutters' einsetzen: Hier starben die Soldaten nicht für die Nation und die von ihr repräsentierten Werte, sondern sie wurden als passive Opfer militärischer Verantwortungslosigkeit und unfähiger Kommandeure dargestellt. Das Bild des an den Fronten verheizten Arbeiters, der den Krieg für die Spekulanten und Profiteure einer zutiefst ungerechten Wirtschaftsordnung führen musste, verband das Kriegsopfer schließlich mit der Hoffnung auf eine revolutionäre Mobilisierung.[20]

Die Vorstellungen von Tod und Verletzung, von exemplarischem und verratenem Heldentum ließen sich also in ganz unterschiedlichen Konstellationen, in politischen und sozialen Konflikten der Kriegsgesellschaften einsetzen und instrumentalisieren. Die Wendung gegen vermeintliche ‚Drückeberger', ‚*shirkers*' und ‚*embusqués*' bezog seine Wirkung vor allem aus dem impliziten Vorwurf, dass all diese Gruppen das heroische Opfer der Soldaten an der Front verhöhnten. Darauf hinzuweisen und daran zu appellieren, wurde ein Teil der Sprache des Krieges. Es verlieh der Forderung, die Lasten gerecht zu verteilen, besondere moralische Glaubwürdigkeit und es erinnerte daran, dass der Zusammenhalt der Kriegsgemeinschaft nicht selbstverständlich war, dass er gefährdet werden konnte, wenn man die Invaliden aus dem Blick verlor. Dass in den Augenblicken der Krise, bei den Meutereien und Massendesertionen – in Russland seit Ende 1916, in Frankreich ab Frühjahr 1917 und auf deutscher Seite seit dem Spätsommer 1918 – an das Bild des inneren Verrats erinnert wurde, war kein Zufall: Der Kern dieser politisch-ideologischen Narrative bestand in dem Vorwurf, das heldenhafte Opfer der kämpfenden Soldaten werde verleugnet, indem man ihnen aus der Mitte der Heimatgesellschaften in den Rücken falle und so die Verteidigung der Nation untergrabe. Die Dolchstoßlegenden während des Krieges und nach 1918 setzten diese Semantik der Opferhelden und des Verrats an ihnen voraus.[21] Das galt auch für die deutsche Kriegsneurosendebatte und ihre politische Instrumentalisierung: Die Metaphern der Willensschwäche ließen sich von den Soldaten auf die psychische Anfälligkeit der ganzen Heimatgesellschaft anwenden. Im Felde, so sollten im Sommer 1919 viele Mediziner argumentieren, seien es die Kriegsneurotiker gewesen, die aufgrund ihrer Störungen kampfunfähig geworden seien, 1918/19 aber hätten „psychopathische Führer" auf die durch den langen Krieg psychisch bereits geschwächte Bevölkerung eingewirkt und eine „hysterische Massenpsychose" ausgelöst. Die hohe Zahl der „Kriegsmüden" in den Lazaretten und der psychisch schwachen Frauen der Heimat hätten dieser Entwicklung keinen entschiedenen Widerstand mehr entgegengebracht. Mit dem Gegensatz von leistungsfähigen Soldaten an der Front und „Minderwertigen" in der Heimat ließen sich Dolchstoßlegende und Nervendebatte miteinander verbinden.[22]

[20] Vgl. Benjamin Ziemann: Enttäuschte Erwartung und kollektive Erschöpfung. Die deutschen Soldaten an der Westfront 1918 auf dem Weg zur Revolution, in: Jörg Duppler / Gerhard Paul Groß (Hrsg.): Kriegsende 1918. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung [40. Internationale Tagung für Militärgeschichte] (Beiträge zur Militärgeschichte; 53), München 1999, S. 165–182, hier S. 165–166; Wolfgang Kruse: Der Erste Weltkrieg, Darmstadt 2009, S. 58–60.

[21] Vgl. Leonhard: Die Büchse der Pandora (Anm. 2) , S. 933.

Abb. 3: Les cinq gueules cassées: Ansichtskarte zu den Friedensverhandlungen von Versailles, 19. Juni 1919.

Die Instrumentalisierung der Opferhelden reichte weit über das Ende des Krieges hinaus (Abb. 3). Am 28. Juni 1919 kam es im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles zu einer Szene, die exemplarisch für die emotionale Aufladung der Unterzeichnung des Friedensvertrages und die Belastung der Friedensordnung durch moralische Implikationen von Schuld und Verantwortung stand. Bevor man die deutsche Delegation in den Saal führte, wurden fünf in ihren Gesichtern schwer verletzte französische Soldaten in der Nähe des Tisches platziert, an dem die deutschen Politiker ohne jede Aussprache die Dokumente zu unterzeichnen hatten. Der französische Ministerpräsident Georges Clemenceau unterstrich diese Geste noch, indem er den ‚*cinq gueules cassés*' stumm die Hände schüttelte. Auf Hunderttausenden von Bildpostkarten sollten die fünf Soldaten nach dem Friedensschluss zum sichtbaren Symbol der französischen Opferhelden werden. Sie gaben durch ihre entstellten Gesichter dem Krieg geradezu ein Gesicht und unterstrichen dadurch die Deutung der deutschen Schuld am Krieg.[23] Was der Inszenierung der Invaliden im Spiegelsaal von Versailles, den Bildern der Gesichts-

[22] Emil Kraepelin: Psychiatrische Randbemerkungen zur Zeitgeschichte, in: Süddeutsche Monatshefte 16, 1919, S. 171–183, zitiert nach Martin H. Geyer: Verkehrte Welt. Revolution, Inflation und Moderne, München 1914–1924 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft; 128), Göttingen 1998, S. 99–100.

[23] Vgl. Sophie Delaporte: Gueules cassées de la Grande Guerre, Paris 2004.

verletzten in der pazifistischen Literatur nach 1918 und noch den politischen Argumenten revisionistischer Politik nach dem Krieg bei allen ideologischen Gegensätzen zugrunde lag, war die Überzeugung, dass die heroischen Opfer des Krieges nicht umsonst gewesen sein durften. Daraus entstand eine enorme Wirkung, in der sich politische Agenden und das konkrete Leid von Millionen von Soldaten und ihren Familien überlagerten.

Jenseits der Heroisierung: Die radikale Individualität des Opfers und die Grenze des Sagbaren

Welche Geschichte ist in diesem Beitrag nicht erzählt? Vielleicht die eigentlich wichtige, nämlich die der unzähligen Opfer, deren Krankheitsbild nicht zur Heroisierung taugte, deren Weg aus dem Krieg nicht in der heroischen Rehabilitation, sondern in Ausgrenzung und Isolation, Unterversorgung und Misstrauen mündete – gleichsam der Gegenentwurf zum heroisierten Invalidenarbeiter, der seine Verletzung durch perfekte Technik überkompensierte.

Auch andere Opfergeschichten passen nicht in das vorgestellte Schema der Opferhelden. Die Heroisierung des Kriegsopfers setzte primär sichtbare Verletzungen und physische Beeinträchtigungen, also besonders glaubhafte Stigmata, voraus. Zwangen die Gesichtsverletzten zu einem Blick auf die radikalen Folgen des Krieges, so war anderen Opfern ihre Verletzung äußerlich nicht anzusehen. Nach den ersten Monaten Stellungskrieg und den Erfahrungen mit schweren Artillerieangriffen zeigte eine zunehmende Anzahl von Soldaten an allen Fronten des Krieges Symptome, die sich auf keine äußerlich sichtbare Verletzung zurückführen ließen: Diesen Soldaten schien der Krieg wie ein Blitz in den Körper gefahren. Sie zitterten am ganzen Körper, litten unter Verrenkungen, Lähmungen und Verkrampfungen.[24] Von Anfang an waren die ‚Kriegszitterer' oder ‚*shell shocked*' mit dem Verdacht konfrontiert, ihre Symptome lediglich zu simulieren, um einen Heimaturlaub, eine Befreiung vom Kriegsdienst oder später eine Invalidenrente zu erwirken.

Bei der Therapie dieser Erkrankungen sollte der Wille des Patienten mobilisiert werden. Arzt und Patient schienen dabei selbst in einem Kampf miteinander verbunden. In der Behandlungspraxis wurden mit den Kriegsneurotikern Experimente angestellt, die unter Berufung auf das Prinzip von Trauma und Gegentrauma häufig die Grenze zur faktischen Folter der Patienten überschritten. Bettnässer sperrte man in Zimmer ohne Toilette ein. Nur zu genau bestimmten Stunden wurden sie zum Urinieren geführt. Patienten mit hysterischem Erbrechen mussten unter Aufsicht besonders viel essen. Erbrachen sie sich, zwang man sie, das Erbrochene wieder hinunter zu schlucken. Soldaten, die ihre Stimme verloren hatten, wurde ohne Vorwarnung eine Kugelsonde in den Kehlkopf eingeführt, um mit dem erwarteten Angstschrei die Stimme zu reaktivieren. Auch der Einsatz von schweren Elektroschocks stand in diesem Zusammenhang.[25]

Das massenhafte Auftreten neurologischer Symptome wirkte auch deshalb so bedrohlich, weil sie das professionelle Selbstbild der Militärs, das Selbstbewusstsein der Offiziere und Soldaten als männliche, tapfere und nervenstarke Krieger infrage stellten. Wie in der Arbeitswelt der Vorkriegsgesellschaften, so wurde auch für den Krieg der Zusammenhang von physischer Kondition und Nervenstärke als entscheidende Bedingung für den Erfolg betont. Die zu Beginn des Krieges auf allen Seiten dominierende Sicht auf den individuellen Willen der Soldaten, auf ihre unerschütterlichen Nerven als Voraussetzung für ihre Kampffähigkeit, ihr Durchhaltevermögen, ihr besonderes Heldentum, war mit der Fixierung auf den Angriff und die militärische Entscheidungsschlacht eng verknüpft gewesen. All das schien nun gefährdet: Die Kriegsneurotiker repräsentierten in dieser Wahrnehmung einen zutiefst unmännlichen und dem Ideal soldatischer Willensstärke und Selbstkontrolle widersprechenden Zustand, einen Zusammenbruch der individuellen Disziplin, einen unbeherrschbar gewordenen Körper, der zum Heldentum nicht taugte.

Schließlich ist auch eine andere Geschichte der Opfer hier nicht erzählt, weil sie den Zeitgenossen des Krieges unter dem Eindruck ihrer Erfahrungen in den Feldlazaretten die Grenzen der Sagbarkeit vorführte. In zahllosen Tagebüchern und Briefen von Krankenschwestern liest man von der elementaren Schwierigkeit, den Schmerz eines verletzten Soldaten überhaupt nachvollziehen zu können. In diesen Aufzeichnungen bildete das Nebeneinander von Intimität und Marginalität ein Leitmotiv. Die Eindrücke vieler Krankenschwestern in den Frontlazaretten waren von der physischen Nähe zu den Opfern geprägt, doch zugleich besaßen sie keine Möglichkeit, ihren physischen Schmerz oder die psychische Traumatisierung wirklich zu ermessen. Dafür gab es letztlich keine angemessene Sprache: „Der Schmerz der einen Kreatur", so beschrieb eine Krankenschwester das Dilemma, „kann keine Bedeutung für die einer anderen Kreatur haben. Es ist fast unmöglich, einen Mann angemessen zu pflegen, dessen Schmerz man sich nicht vorstellen kann."[26]

Abbildungsnachweise

Abb. 1: Christoph Stölzl (Hrsg.): Bilder und Zeugnisse der deutschen Geschichte. Aus den Sammlungen des Deutschen Historischen Museums, Berlin 1995, S. 370.

[24] Vgl. Susanne Michl: „Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen." Kriegswunder und Heilsversprechen in der Medizin des 20. Jahrhunderts, in: Alexander C. T. Geppert / Till Kössler (Hrsg.): Wunder. Poetik und Politik des Staunens im 20. Jahrhundert (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft; 1984), Frankfurt am Main 2011, S. 211–236, hier S. 219–227.

[25] Vgl. ebd., S. 213–220.

[26] Zitiert nach: Santanu Das: Touch and Intimacy in First World War Literature, Cambridge 2005, S. 189; vgl. auch Leo van Bergen: Before my Helpless Sight. Suffering, Dying and Military Medicine on the Western Front, 1914–1918, Farnham [u.a.] 2009.

Abb. 2: Deborah Cohen: Kriegsopfer, übers. von Katrin Paehlerin, in: Rolf Spilker / Bernd Ulrich (Hrsg.): Der Tod als Maschinist. Der industrialisierte Krieg 1914–1918. Eine Ausstellung des Museums Industriekultur Osnabrück im Rahmen des Jubiläums „350 Jahre Westfälischer Friede" 17. Mai–23. August 1998, Bramsche 1998, S. 216–227, hier S. 218.

Abb. 3: © The Bridgeman Art Library.